

Flach 21, f.
Stadtbibliothek Zürich.

J. K. Daniker - Keller
Zürich 22.7.90.

Weibereden

bei der Bestattungsfeier von

Dr. Gottfried Keller

gehalten am 18. Juli 1890

von

Herrn Professor Dr. I. Stiefel^[Hd.]

und

Herrn Stadtpräsident H. Pestalozzi^[aus]

Nachgeschrieben und herausgegeben vom
Stenographischen Bureau in Zürich

Mit dem Bilde Gottfried Keller's.

Preis 20 Cts.

Zürich

Verlag des Stenographischen Bureau (Spiegelgasse 12)



Tieftrauernde Versammlung!

Einem ehrennden Auftrage des h. Stadtrathes von Zürich, daß ich versuchen möchte, die Stimmung dieser schmerzbelegten Stunde in einige Worte zu fassen, habe ich mich, da im Drange des Augenblickes kein berufenerer Mann sich finden ließ, in ergebener Bereitwilligkeit unterzogen. Daß ich die Hauptmomente in dem äußeren Lebensgange unseres größten nationalen Dichters, die Ihnen ja wesentlich Allen bekannt sind, nochmals wiederhole, werden Sie nicht von mir erwarten. Auch eine Würdigung seines reichen künstlerischen Wirkens wäre in der gemessenen Frist nicht statthalt. So mag es denn ein nicht ganz unrichtiges Gefühl sein, oder, daß ich sagen dürfte, die freundliche Anleitung eines in dieser Stunde gütig über mir waltenden mögenden Genius, wenn ich Ihnen das Schicksal des Verewigten seit einer Jahreswende und die Stimmungen und Herzensbewegungen, womit unser treues Volk das Schicksal seines hohen Lieblings begleitete, in aufrichtigen, wenn auch unzulänglichen Ausdruck fasse.

Es war der 19. Juli des Jahres 1889, da trat auf die Altane des hochragend gastlichen Hauses auf Seelisberg ein Mann heraus, über dessen blasses Antlitz die Weihe des Genius ergossen war, von dessen Stirn die Hoheit des Gedankens leuchtete, aus dessen Auge der Blick des Traumgotts glühte. Und wie er sinnend in seines Landes Schönheit schaute, da erkönte von den lichten Firnen und den dunkeln Bergschluchten her ein Klingen und aus des See's Tiefen, „da die dunkeln Wasser spülen, und den Bergen die Füße kühlen schon seit einer Ewigkeit“, erscholl ein freudig Tosen, Rollen, Branden, und aus den Thälern, Dörfern, Städten vieltausendstimmiger Jubelruf dankbarer Huldigung, Verehrung und der Segenswünsche. Es galt: dem größten schweizerischen Dichter, der jemals aus der Seele unserer leuchtenden Firnen und reinen Lüfte, aus dem Mark unserer Erde, aus dem Geiste unseres Volksthum's heraus sang; — dem Schöpfer unseres unvergänglichen Heimatliedes, — dem Kampf- und Friedenssänger des neuen Eidgenossenbundes, — dem süß

fabulirenden Geleitsmann unseres Volkes bei seinem harten Tagewerke, dem Verkärer seiner Sitten, seiner Feste, — dem Freunde der Kinderwelt und schwellender Jugendlust, dem Freunde der bedrückt und arm hienieden Hausenden, — dem Mahner, schlicht bescheidene Sitte, Recht, Gesetz und Wehr zu wahren. Es galt dem staatsmäßigsten Schreiber schweizerischer Eidgenossenschaft.

Und eine zweite melodische Woge klang heran aus weiterer Ferne. Sie klang ein Grüßen von Hunderten der Edelsten und Besten aus Lessing's, Göthe's, Schiller's Reich. Es galt dem Meister des deutschen Wortes in Sinn und Klang, dem Vermittler des allgemeinen deutschen Geistes mit schweizerischer Eigenart, dem Hüter der innigsten und edelsten Beziehungen zwischen dem Schweizervolke und dem deutschen Bruderstamme; es galt dem Lobpreiser der alles umfassenden Völkerverbrüderung, des Weltfriedens und der echten Menschlichkeit.

Da stieg ein Bild ihm in der Erinnerung auf um zwei Jahrzehnte rückgerollt auf den selben Tag. Er schaute sich in seines lieben Zürich's Mitte, in einer lauen Sommernacht umklungen von den Liedern, die er ihm schenkte, umleuchtet vom Fackelglanze, dargebracht, von Wissenschaft beflissener Jugend, der allezeit sein Herz so sehr gehörte. Da flog ein goldener Schimmer über das bleiche Dichterangesicht, und leise sprach er vor sich hin:

Ich danke Dir, o Genius, der Du mir des Liebes Kraft und Lust verliehen; Du aber, Vaterland Helvetia, ich fasse Deines Kleides goldenen Saum, beglückt, daß ich Dich preisen, daß ich Dir dienen dürfte. Und seiner Dichterträume eine reichgedrängte Schaar stieg herrlich vor ihm auf. Bald aber senkte sich ein Schatten über seine Stirne. Der Mutter dachte er, der jüngst verstorbenen Schwester, die mit ihrer Liebe die Sorge, die den Dichter stört, und die er nicht exträgt, von ihm ferne hielt; wie schmerzlich vermißte er sie an seinem Ehrentage; seines Ruhmes Lust ward überschattet von der Cypresse auf der Schwester Grab. Nun fühlte er eines jener Bande der Vereinigung gebrochen, deren Riß wir nur in Tagen der Jugend und voller Manneskraft ertragen.

Ja, bricht an dem schönen Baume, der in geschwisterlichen Nesten die Wipfelkronen zum blauen Aether hob, der eine Aft, so wird der Stamm im Innersten durchwühlt. Seit jener Stunde, da der Dichter stand an seiner Schwester Sarg, da hielt das Leid sein Zeichen aufgewunden um sein sinnend Haupt; doch war's von dunkelglühenden Juwelen ein wehevoll Geschmeid, das ihn umleuchtet. Ein ganzer Schmerz ist eines Dichters reinste Zier, das tiefe Denken nur, irtiefes Fühlen macht den Dichter zum Ergründer der Tiefen in des Menschen Herz, zum Wortlöser und Tröster jeglichen Menschenleides, zum Deuter der Geheimnisse des Daseins.

Mit welchem Weh nun haben wir es mit angesehen, wie seines Geistes Kraft, sein heil'ich göttlicher Humor mit seines Leibes wachsendem Siechthum rang. Doch hatten wir gehofft, daß seines Lebens treueste Freundinnen des Lenzes Lüfte und der Sonne Strahlen so schmeichelnd und heilkräftig ihn umföhen würden, daß seines Seherauges Blick noch ein Mal aufblitzen und sein begnadeter Mund noch ein Mal markige Urworte sprechen würde. Nun hat der Firn den Trauerföör sich umgewunden, es schreit der Bach sein lautes Leid, es weint das tief verhüllte Land, die edle Zürich neigt die geistesdiademumglänzte Stirn und weint um ihrer Söhne theuersten seit Rüdiger's, Zwingli's, Pestalozzi's Tagen. Und den reinen Menschen, der in herber Schale den Kern des goldensten Gemüthes, des Zartsinns und der Herzengüte barg, ihn bejammern diejenigen, welche seine besondere Freundschaft als eine schönste Schicksalsgunst genossen; vor Allem die beiden von uns gleich ihm verehrten Männer, die Biedernden unserer malerischen Kunst, die durch des Genius Weiße am Innigsten mit ihm verbunden waren. Allein was soll die Klage? Die Klage hat ihr Recht und ihren Lauf. Jedoch der Dichter ist unsterblich. Er lebt und macht uns wieder neu aufleben in seinen Werken und Gebilden, die des Staubgewandes Fallen überdauern; er lebt und blickt mit heiterer Stirne uns an aus den kristallinen Gebilden seiner Kunst, welche um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröthe webt; er lebt und weckt in uns Weltfreudigkeit und Schönheitsjeligkeit, weckt uns die Lust am tausendfältig farbigen Abglanz dieses Lebens, weckt des verweilenden Anschauens Lust:

„Trinket, Augen, was die Wimper hält,
Von dem gold'nen Ueberfluß der Welt.“

Er lebt und weckt auch uns den reinen Lebenssinn, die daseinsfrohe Dankbarkeit, daß wir mit ihm rufen:

„Froh bin ich, daß ich aufgetaucht
In diesem grünen Franz,
Zum Dank trüb ich die Quelle nicht
Und lobe ihren Glanz.“

Er lebt und lehret uns des Lebens wahres Angesicht und ewigen Sinn erkennen und offenbart zugleich, ein Traumgewaltiger, des Traumes Reiz und Wahrheit, läßt die Wirklichkeit als Märchen uns anlachen und gibt dem Traum des blühenden Lebens Antlig.

Alein wie jedem wahrhaft großen Dichter, so ist auch unserm hehren Meister Gottfried die Poesie nicht bloß die Spiegelung der Welt, nicht müßiges Spiel der Phantasie, nicht leere Unterhaltung mit bunten Bildern, süßen Träumen,

Schöneres weiß ich nicht, soviel ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele.

Auch ihm ist das höchste des Dichterberufs, daß der Dichter Seelenbildner, Erzieher zum Rechten, Wahren, Guten, wie er so schön sagt: „Führer zum Tische Gottes“ sei. Auch ihm ist der leuchtende Höhepunkt der Poesie die Verkündigung des Ideals, des Ideals, ja, jener vorbildlichen Vorstellung vollkommenster Art des Menschen, des Ideals, das gar so Vielen als Illusion und Schwärmerei erscheint, dessen völliges Erreichen allerdings keinem Sterblichen beschieden ist, dessen auch nur schrittweise Verwirklichung viel Arbeit, Kampf und Mühe verursacht. Aber das Beste im Leben ist ja, wie ein altes, heiliges Urwort sagt: Arbeit und Mühe, und vor allem die ideale, Arbeit.

Das höchste Ideal nun in der Dichtung Gottfried Kellers, sein ideales Vermächtniß an uns ist das Ideal des Republikaners, ist die große Mahnung, die Republik nicht als ein Außerliches nur zu fassen, nein, mit der freien Staatsform die innerste Lauterkeit und Weihe des sittlichen Lebens zu vereinen. Es ist sein großer Hinweis auf die ungeheure Republik des Universums, welche von einem einzigen und ewigen Gesetze lebt, und in der jeder bei seinem Thun und Handeln sich das Ganze der Welt gegenwärtig hält und sich von dem Gefühle soll leiten lassen, als ob Alle um alles wüßten. Und sein ideales Vermächtniß an uns ist sein reiner großer Glaube, daß das Leben im Ideal nicht nur den Königen und Helden, den Genie's und Propheten beschieden sei, daß auch für die Millionen schlichter Menschen das Leben nicht ideallos sein darf, daß alle Antheil haben sollen am höheren Streben, an der Menschheit Würde; daß es für jeden ein Ideal gibt nach den ihm zugemessenen Kräften und Pflichten. Schlicht, wie er selbst war, er war doch ein Großer im Reiche des Ideals, stellt er dem großen das schlichte Helbenthum entgegen, das Tapfer-, Treu- und Hülfsreich-Sein, das Einstehen für die klare Ueberzeugung, der Selbstsucht und des Neides Ueberwindung, daß dienen, helfen, dem Nächsten dienen, der Gesamtheit dienen, mitwirken, das Leben Aller zum menschenwürdigen Dasein zu machen. Ja, der Einzelne, als freudig dienendes Glied des großen Ganzen, der Mensch als Bürger, das Dienen in der Freiheit und die Freiheit aller im Zusammenwirken, wie er sagt:

„Ein Volk, welches ist wie ein Mann, ein Mann, der sich bezwungem hat“, das ist das Ideal, an dem Alle Antheil haben, das Ideal der ethischen Republik:

„Ja, mit ruhig-festem Schritte
Schreiten da die Männer hin;
Schlicht bescheiden ist die Sitte,
Ernst bewegt der freie Sinn,
Und in ihrer sichern Mitte
Wachsen Recht und Freiheit auf.
Das Gesetz schirmt jede Hütte,
Jeden Herd ein Büchsenlauf.“

So ist denn der tiefe Grundakord und Grundton in allem Keller'schen Denken, Fühlen und Dichten, wie er selbst einmal sagt: „die demüthige Barmherzigkeit, die königliche Gesinnung eines ursprünglichen und reinen Menschen, welche, allgemein verbreitet, die Gesellschaft in eine Republik von lauter liebevollen und wahrhaft adelig gesinnten Königen verwandeln würde. Es ist die immerwährende Erhebung des Herzens, welche nach der That trachtet; es ist die göttliche Einfalt, welche nur ein Ja und ein Nein kennt und letzteres verwahrt und birgt, wie ein schneidendes Schwert.“

Das ist die Schlichtheit und Ehrlichkeit in allem Glanz seiner Schilderungen. In diesem Geist und dieser Art athmen und leben seine leuchtendsten Gestalten, so Männer als Frauen. Aus so schlichten Verhältnissen, aus rein bürgerlicher Art heraus seine ethisch hohen und schönen Menschenbilder geschaffen zu haben, das offenbart die ganze Größe seiner Dichterkraft und seiner hoheitlichen Gesinnung.

Es ist ein Merkmal der großen Geister und der charakterfesten Männer, daß sie am besten selbst ihres innersten Wesens Art und Kern erkannt und ausgesprochen haben. Doch lieben sie es gern in hoher Bescheidenheit in eine verkleidete Form zu bringen. So hat auch unser Gottfried Keller vor Jahren schon seines innersten Wesens Art auf's Klarste ausgesprochen in jenen herrlichen Versen, die er seinem so früh dahingeshiedenen innigsten Herzensfreunde und Geistesbruder Wilhelm Baumgartner gewidmet hat. Heute klingen sie auf ihn selbst, heute klingen sie auf sie Beide, die als verklarte Genien Arm in Arm über unsern Häuptern auf der gold'nen Brücke nach den ewigen Hallen dahinwallen:

„Mancherlei sind unsers Volkes Gaben,
Denn auch Mancherlei hat es zu thun,
Und beim harten Ringen, wie zum Ruh'n
Muß es einen guten Spielmann haben,
Der, wenn Sichel, Schwert und Hammer klingt,
Stets dazu die rechte Weise singt.

Unser Spielmann war er treu und klug,
Meister Gottfried mit der rechten Weise,
Und sein Sinn wie froher Fahnensflug,
Und sein Herz ertönte laut und leise!
Lenz- und sommerlang, sein Spiel zur Hand,
Ging er treulich mit dem Vaterland.

Mit dem Vaterland und allen Freien
Ging er stets dem gold'nen Licht entgegen;
Freiheit, Licht und Wohlklang, diesen dreien
Galt der Takt von seines Herzens Schlägen.
Was er that, das that er recht mit Fleiß,
Und beim Schmieden war sein Eisen heiß.“

Nachdem die Stadtmusik auf dem Friedhofe vor dem Krematorium das prächtige Lied vorgetragen: „Es ist bestimmt in Gottes Rath“, hielt Herr Stadtpräsident Pestalozzi folgende Ansprache:

Hochgeehrte Trauerversammlung! Im Namen der Stadt Zürich bringe ich dem Heimgegangenen den letzten Gruß.

Gottfried Keller hat als Dichter der Welt angehört; daß er aber ein so treuer Sohn seiner Heimat geblieben, daß er sein Volk, das er gekannt hat in seinen Schwächen und in seinen guten Seiten, wie wohl kein Zweiter, daß er dieses Volk so treu und wahr geliebt, das danken wir ihm ewig!

Uns, den Lebenden, und denen, die nach uns kommen werden, wird der Dichter des herrlichen Liedes, das das Schweizerland in schönster Weise besingt, unvergeßlich bleiben. Und wenn dereinst die Stunde der Noth und Gefahr an das geliebte Vaterland herantreten sollte, dann werden seine Kinder und Enkel sterbend davon Zeugniß ablegen, daß das Wort Gottfried Kellers auf guten Grund gefallen war. Und wir Alle, die wir hier stehen, wir wollen in dieser geweihten Stunde uns geloben, dem Vaterlande alle unsere Kraft zu weihen.

Er ruhe sanft!